

Helga Mračnikar

Mutters Stimme

Erinnerungen

Aufgezeichnet nach Notizen und
Erzählungen von Elizabeta Sitter,
geborene Ogris, 1930–2013

Aus dem Slowenischen übersetzt von Ann Catrin Bolton
unter Mitarbeit von Helga Mračnikar



Mohorjeva
Hermagoras

Originalausgabe:
Helga Mračnikar, Mamin glas. Po zapisih in pripovedovanjih
Elizabete Sitter, rojene Ogris (1930–2013)
© 2022, Mohorjeva založba, Celovec–Ljubljana–Dunaj

Helga Mračnikar
Mutters Stimme. Erinnerungen
Aufgezeichnet nach Notizen und Erzählungen
von Elizabeta Sitter, geborene Ogris, 1930–2013

Lektorat: Birgit Heintel-Kubelka
Fotos: privat
Covergestaltung: ilab.at
Aus dem Slowenischen übersetzt von Ann Catrin Bolton unter
Mitarbeit von Helga Mračnikar

© 2024, Hermagoras Verlag/Mohorjeva založba,
Klagenfurt/Celovec – Ljubljana/Laibach – Wien/Dunaj
Gesamtherstellung: Hermagoras Verein/Mohorjeva družba,
Klagenfurt/Celovec

ISBN 978-3-7086-1294-2

Veröffentlicht mit Unterstützung der Öffentlichen Buchagentur der
Republik Slowenien (Javna agencija za knjigo Republike Slovenije), des
Landes Kärnten und des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft
und Forschung in Wien

 Bundesministerium
Bildung, Wissenschaft
und Forschung

LAND  KÄRNTEN
Kultur

 JAK SLOVENIAN
BOOK
AGENCY

Diese Ausgabe wurde durch die Slowenische
Buchagentur ermöglicht.

Mut zum Leben

Die Geschichte von Elizabeta Sitter, der Odrij Lizi, liest sich wie eine unglaublich spannende Erzählung. Doch – und dabei bleibt einem die Luft weg – das ist nicht nur eine Erzählung, das ist die wahre Geschichte einer mutigen Frau, die vom Leben kein bisschen verschont wurde. Das ist ihre Lebensgeschichte, und aus dieser persönlichen Perspektive eröffnet sich uns ein Blick auf historische Ereignisse, auf die Zeit während des Kriegs, als sie ihren Bruder Andri versteckten, auf die grausame und traumatische Deportation slowenischer Familien aus Kärnten, auf die Tragik, als die Bauern ihre Nachfolger verloren und Mütter und Väter ihre Söhne und Töchter. Die Trauer war unermesslich, die Lebensbedingungen sehr schwierig. Als sie aus der Deportation zurückkehrten, war alles auf dem Bauernhof geplündert worden. Sie fingen immer wieder neu an, der Lebensmut war stärker. Und es gab auch schöne Ereignisse, die Jungen planten zu zweit einen neuen Lebensweg, es gab viel Hoffnung. Doch bald zerbrach für Elizabeta auch das in tausend Stücke, bald nach ihrer Hochzeit erwarteten sie unfassbare Schicksalsschläge, sie wurde von einem Tag zum anderen zur Witwe und musste sich mit ihren zwei kleinen Töchtern allein durchschlagen. Der Fleiß und die Gewissenhaftigkeit, die sie als Mitgift ihrer Familie vom Odrij-Hof mitbrachte, bahnten ihr trotz ihres Unglücks den Weg nach vorne, immer nur nach vorne.

Der Erzählung ihres Lebens lassen sich so viele Werte entnehmen: aufrichtige Achtung vor den Eltern, das Hochhalten familiärer Bindungen und des Glaubens, die Bereitschaft, jedem zu helfen, der Hilfe braucht, Respekt vor Menschen, aber auch vor Tieren und Pflanzen – vor allem Lebendigen. Dieser Respekt wurde ihrer Familie nicht immer zuteil, ganz im Gegenteil. In Zeiten, in denen ein freundliches Wort Balsam für ihre Seele gewesen wäre, bekam sie nicht einmal das. Doch tief in ihrem Inneren hatte sie einen unglaublich starken Willen. An einer Stelle beschreibt sie eine Erinnerung aus der Deportation, als sie einmal – vierzehnjährig und einem Bauern zur Zwangsarbeit zugeteilt – alle Zwiebeln so in die Erde setzte, dass die Wurzeln nach oben zeigten, und sich daraufhin Sorgen um die Reaktion des Bauern machte: „Doch es hat nicht lange gedauert, und auch bei den Zwiebeln, die ich so eingesetzt hatte, zeigten sich grüne Spitzen. Da habe ich die Kraft der Natur und ihren Lebenswillen gesehen.“ – Wenn schon die Natur einen solchen Lebenswillen hat, welchen hat dann erst der Mensch! Und dieser Wille, den Elizabeta Sitter hatte, die letztlich allen als Frau Kocijan bekannt war, hat verdienterweise seinen Platz in diesem Buch erhalten. Den Herzenswunsch ihrer Mutter, dass ihre Erinnerungen aus dieser Zeit, in der sie gelebt hat, nicht in Vergessenheit geraten mögen, hat ihre Tochter Helga Mračnikar mit größter Sorgfalt erfüllt. Aufrichtigen Dank dafür.

Die Sprache im Buch ist eine Mischung aus Dialekt und slowenischer Hochsprache. Viele Worte sind im Dialekt geblieben, was uns noch mehr an den Erlebnissen Anteil nehmen lässt. Auch das Slowenische ist ein Wert, für den sich Elizabeta Sitter ihr Leben lang eingesetzt hat. (Als ihre Kinder das slowenische Gymnasium besuchten, wurden ihr Tag für Tag Bedenken entgegengehalten.)

Sie haben die Geschichte einer außergewöhnlichen Frau vor sich, die im Leben vor keiner Herausforderung zurückschreckte. Möge ihr Lebensmut uns allen und den künftigen Generationen ein Begleiter sein. Die Werte, die sie lebte, versprechen eine schönere und freundlichere Welt.

Mateja Rihter
Chefredakteurin der slowenischen
Kirchenzeitung Nedelja

Über die Entstehung des Buches

In den späten achtziger Jahren gab ich meiner Mutter, Elizabeta Sitter, ein großformatiges, fest gebundenes Heft mit der Bitte, sie möge für uns, ihre Kinder und Enkelkinder, ihre Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus aufschreiben, der sie und ihre Familie, die Odrijs aus Großkleinberg in Ludmannsdorf, aus einem geordneten und übersichtlichen Bauernleben in eine alpträumhafte Welt trieb, die in all ihrer Grausamkeit Realität wurde. Nach ein paar Tagen gab sie mir das Heft mit folgenden Worten zurück: „Jaz tega ne znam, jaz sem pod hitlerjem v šolo hodila, jaz nimam šolske izobrazbe v slovenščini.“ / *Ich kann das nicht, ich bin unter Hitler in die Schule gegangen, ich habe keine Schulbildung im Slowenischen.* Weil ich mir dessen bewusst war und weil sie – als Zeitzeugin – zum Beispiel für die Studenten der Universität in Klagenfurt und aus dem Ruhrgebiet (oder im heimatlichen Umfeld – mit Gästen bei uns zu Hause) auf Deutsch genauso lebendig erzählte wie auf Slowenisch, war ich sogar ein bisschen überrascht, dass sie sich für das Slowenische entschieden hatte. Noch mehr überraschte mich jedoch die Bildhaftigkeit ihrer Sprache. Ihre Niederschrift beginnt mit den Worten: „Na Gurah pri Sv. Heleni sem se rodila, tridesetega leta, jeseni, ko je hejda zorela ...“ / *Ich wurde auf der Sattnitz bei St. Helena geboren, im Jahre dreißig, im Herbst, als der Buchweizen reifte ...* – und umfasst die Zeit von ihrer Geburt 1930 bis zum Mai 1944, zur Deportation ihres Vaters und ihres Bruders ins Konzentrationslager Dachau. Der Text

war in Eile geschrieben, fast ohne Punkt und Komma, an vielen Stellen hängt ein Wort am anderen, einige Wörter sind nach Gehör geschrieben, zum Beispiel *lucka šola* statt *ljudska šola* (Volksschule) und Ähnliches. Obwohl ich mit dem Stoff vertraut war, stieß ich bei der Lektüre auf einige Schwierigkeiten, die größte im ersten Teil war, dass ich einige Begriffe aus dem Ackerbau, *birenj* (Vierling), *kopa* (Hocke), *terica* (Brechlerin) und einen großen Teil der bäuerlichen Verrichtungen und Tätigkeiten, die sie beschrieb, nicht kannte, beziehungsweise dass wir, ihre Kinder, die wir wie sie auf einem Bauernhof aufgewachsen waren, sie nicht mehr kannten. Es war offensichtlich, dass sie sich mit der Sprache und dem Aufschreiben schwertat und dass sie sich – trotz der Schwierigkeiten beim Schreiben – nicht auf die Zeit der Verfolgung und des Leids beschränken, sondern uns auch jene Welt vermitteln wollte, die sie – bei allen Einschränkungen – als etwas Helles und Schönes in ihrem Leben begriff.

Dass ihre Erinnerungen eine ganz besondere Kostbarkeit sind, nicht nur für mich und für meine Geschwister und unsere Familien, sondern vermutlich auch für andere, davon ging ich aus. Dass ich für die Abschrift einige Zeit brauchen würde, das sah ich auf den ersten Blick, und das sagte ich ihr auch ganz vorsichtig. Als ich ihr nach einigen Tagen überdies noch ein zweites, nach außen hin gleiches Heft bzw. Buch brachte und sie bat, mit der Niederschrift fortzufahren, und zwar dort, wo der erste Text aufhört, kam sie meiner Bitte ohne zu zögern nach. Nicht lange danach gab sie mir das Heft mit dem zweiten Teil ihrer Aufzeichnungen zurück. Ihr sei das Aufschreiben zu umständlich und zu anstrengend, ihre Gedanken überschlugen sich und entglitten ihr, noch bevor sie den ersten davon aufgeschrieben habe. Dieser zweite Teil ihrer Aufzeichnungen ist umfangreicher und unterscheidet sich schon von der äuße-

ren Form her stark vom ersten. Die Handschrift ist flüssig und gut lesbar, die Satzzeichen stehen beinahe konsequent an ihrem Platz, die eingeschobenen Teile der Erzählung sind nummeriert, die Kommentare an der richtigen Stelle. Den offensichtlichen Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Teil kommentierte sie mit einem selbstbewusst-verschmitzten Lächeln und dem deutschen Sprichwort: „Übung macht den Meister!“ Der zweite Teil ihrer Aufzeichnungen (beinahe zwanzig Seiten) umfasst die Zeit der nationalsozialistischen Gewalt, die gewaltsame Aufsplitterung der Familie auf fünf Orte, Hausdurchsuchungen, die Vertreibung aus dem Haus und die Deportation, die Zwangsarbeit, den Tod der Brüder ... und die Rückkehr in das verwüstete Haus.

Dieser Niederschrift hat sie (in anderer Handschrift) auf einigen Seiten Stichworte für die Erzählung über ihre Vorfahren und über die Nachkriegszeit hinzugefügt, über persönliche Katastrophen, die sie in dieser Zeit, die sie bereits mit uns, ihren Kindern, teilte, erlebt hatte. Diesen Teil ihrer Erinnerungen sollte ich als ihr Ghostwriter schreiben, sie sagte *gost-vrajtar*, beziehungsweise als ihre Sekretärin.

Ihre Niederschriften wurden und blieben die Grundlage des vorliegenden Textes und die Grundlage unserer Zusammenarbeit. Bei der Ab- und Niederschrift ihrer Erzählung habe ich darauf geachtet, die Originalität und Ursprünglichkeit ihrer Sprache so weit wie möglich zu erhalten. Als ich ihr später die abgetippten Teile ihrer Erzählung brachte, fügte sie das hinzu, woran sie sich erinnerte und was sie wegen der Langsamkeit beim Aufschreiben nicht niedergeschrieben hatte. Außerdem schärfte sich ihre Erinnerung gleichzeitig mit dem Erzählen und Aufschreiben. Details kamen an die Oberfläche, vertiefte Fragen nach Zusammenhängen und Verbindungen, auf die wir im Gespräch Antworten fanden.

Auf meine Fragen antwortete sie geduldig und offen, selten mit dem Zusatz: „aber das musst du nicht aufschreiben“. Sie ordnete also laufend ihre Erinnerungen, unterschied zwischen Informationen, die für die Erzählung unwichtig waren, und jenen, die für das Verständnis der Geschichte erforderlich waren.

Die meisten Fragen lösten wir beiläufig, manchmal fragten wir noch jemand anderen, in einigen Fällen gab es jedoch keine andere Lösung, als dass ich mich an entsprechende Archive wandte. In Schriftform ist es eben nicht gleichgültig, ob es sich bei einem bestimmten Ort um den „Kubabrückenkopf“ oder den „Kubanbrückenkopf“ handelt, ob es um Bamberg oder um Bernburg geht. Die Ergebnisse meiner Suche bestätigten die Genauigkeit ihrer Erinnerung, auch wenn hier und da einmal ein Buchstabe fehlte. In den letzten Jahren habe ich so manche Angabe auch im Internet gefunden. Um zu einem tieferen Verständnis ihrer Erzählung zu gelangen, besuchte ich Orte, von denen ich schon als Kind gehört hatte, die schon von jeher in unserem Familienbewusstsein waren: Buch bei Illertissen, Ottobeuren, Memmingen, Markt Rettenbach, Eheim 8, Blumberg, Donaueschingen, Dachau, aber auch Orte in der heimatischen Umgebung, ich suchte Gespräche in der Familie und außerhalb, las entsprechende Literatur usw. Ich sei ihr Sherpa, sagte sie, ich trüge ihre Last.

Das traumatische Ende ihrer ersten Ehe und das Unrecht, das sie in der Nachkriegszeit erlebte, waren für sie wie eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln und anderen Akteuren, deshalb ist dieser Teil ihrer Erzählung untrennbar mit ihrem Zeugnis über die Kriegsereignisse verbunden. Für diesen Teil sammelte sie persönliche und Familiendokumente, sortierte sie nach Thema, wickelte sie in Umschläge aus Zeitungspapier und überreichte sie mir Ende 1993 mit dem Wunsch, sie an den entsprechen-

den Stellen ihrer Erzählung in den Text einzufügen. Weil ihr viel daran lag, niemanden schlechtzumachen oder bloßzustellen, haben wir einige Personen, wenn es möglich war, anonymisiert. Wie bei alltäglichen Begegnungen mit Menschen ließ sie auch beim Aufschreiben ihrer Erinnerungen die Möglichkeit zu, dass andere ihre eigenen Ansichten, ihre eigenen Gründe, ihre eigenen Erfahrungen haben. Ihr Beharren auf ihrem Eigenen neben ihrer Offenheit für andere, ihr Wunsch nach einem Austausch von Ansichten wiesen sie als Persönlichkeit mit offenem Charakter aus, die kein Interesse an Verurteilung oder übler Nachrede hatte.

An die grausamen Kriegs- und Nachkriegsereignisse erinnerte sie sich nicht nur, sie trug sie in sich. Mit ihrer unverwechselbaren Erzählgabe konnte sie ihre traumatischen Erlebnisse in eine Erzählung zu unserem, ihrer Nachkommen, Nutzen umwandeln. Ihren Eltern, Vater und Mutter, und ihren Brüdern, die eines gewaltsamen Todes starben, setzte sie ein Denkmal, das über persönliche Schicksale hinausweist und als Beitrag zu einer menschlich angemessenen Erinnerungskultur in Kärnten gelten kann. Ihr Zeugnis war mit dem Wunsch verbunden, dass die Geschichte sich nicht wiederholen möge.

Die Verschärfung der politischen Situation in den Siebzigerjahren und zur Zeit von Haiders Regierung verstärkten die Angst in ihr – und nicht nur in ihr –, dass es erneut zu physischer Verfolgung und Vertreibung kommen könnte. Mit dieser Angst war sie konfrontiert, sie hat sie bekämpft und mit Arbeit besiegt, sich mit Worten gegen sie aufgelehnt. Die Tagespolitik und die gesellschaftliche Entwicklung verfolgte sie wachsam und beharrlich, dabei überprüfte sie sorgfältig, ob die politischen Verhältnisse eine angenommene oder tatsächliche Gefahr in sich bargen. Ihr Sinn für Gerechtigkeit und Recht, bei dem sie sich gerne auf ihren Vater berief, verbot es ihr, passiv zu sein und

zu schweigen. Dass sie mit ihrem Zeugnis gegen das Gebot ihres Vaters: „Seid still, sagt bloß nicht, was ihr gesehen, gehört und erlebt habt!“ verstieß, dessen war sie sich bewusst, aber sie war davon überzeugt, dass ihr Vater heute ganz anders darüber denken würde.

Mit der Veröffentlichung ihrer Erinnerungen war es ihr nicht eilig, nur, dass es das Buch irgendwann geben würde, war ihr wichtig, und dass es so geschrieben sein würde, dass es recht wäre. Ich hoffe, dass das jetzt so ist, und bedanke mich für ihr Vertrauen und ihre Geduld. Und ich möchte mich auch bei allen bedanken, die mir nach ihrem plötzlichen Tod im Januar 2013 mit beharrlicher Ermunterung dabei geholfen haben, dass ich unser „Work in Progress“ abschließen konnte. Das waren in erster Linie die Schwester meiner Mutter, Toni, meine Tante Antonia Sabotnik, und Heidi Stingler, die Tochter der Schwester meiner Mutter, meiner Tante Zofija.

Nach einer langen Zeit des Werdens ist also ein Buch entstanden. Ich bedanke mich herzlich beim Lektor Hanzi Filipič, für seine Fachkompetenz und die gute Zusammenarbeit. Mein weiterer Dank gilt Ann Catrin Bolton für ihre sorgfältige Übersetzung und Petra Nagenkögel für ihre erste kritische Lektüre. Birgit Heintel-Kubelka danke ich für das achtsame Lektorat.

Helga Mračnikar, im Sommer 2022
und im Frühjahr 2024

Die Erzählungen meiner Mutter

Bei uns zu Hause haben wir keine Geburtstage gefeiert, aber immer, wenn wir die *bejda*, den Buchweizen geerntet haben, hat sich unsere Mama daran erinnert, dass sie einmal den ganzen Tag Buchweizen geerntet hat, und dass ich am Abend dieses Tages weinend auf diese Welt gekommen bin. Die Mama hat gesagt, dass sie damals für die Tagelöhner und die Tagelöhnerinnen noch eine Jause gerichtet hat und als alles gemacht und aufgeräumt war, wurde ich geboren. Und so habe ich jedes Jahr, wenn der Buchweizen blühte, gewusst, dass ich Geburtstag habe und ein Jahr älter bin.

Ich wurde *Na Gurah pri Šentaleni*, auf der Sattnitz bei St. Helena geboren, am 4. Oktober 1930, als fünftes Kind meiner Eltern. Ich hatte schon drei Brüder und eine Schwester. Andri war sechs Jahre alt, Hanzi vier, Cenci drei und Zofi erst eineinhalb Jahre. Über den Winter und bis zur Heuernte haben sie mich zu Hause gehabt. Aber für die Mama war das zu anstrengend: so viele Kinder und so viel Arbeit auf dem Feld und im Stall und im Haus, das Kochen für die Kinder und für die Familie und für die Helfer und Helferinnen. Als ich gerade wieder einmal in meinem Bettchen gejammert habe, hat mich meine Großmutter, die *Babca*, die Mutter meiner Mama, die bei uns zu Besuch war, in eine Decke gewickelt und hat mich mit in ihr Häuschen genommen, ins Nachbardorf, zum Čeber in Pograd. Dort ist es schön gewesen, die Babca hat gerne und viel gesungen und ist immer gut gelaunt gewesen. Am liebsten aber hat sie gelesen. Dadurch hat sie auch viel gewusst und hat viel

zu erzählen gehabt. Da sie sonst nicht sehr viel zu erledigen gehabt hat, hat sie Zeit für mich gehabt, sie hat auf mich geschaut und mich gern gehabt. Als sie mich zum Odrij zurückgebracht hat, habe ich schon gehen und sprechen können. „Čej je Puhrad? Pokažite mi pot v Puhrad! Hočem nazaj v Puhrad!“ / *Wo ist Puhrad? Zeigt mir den Weg nach Puhrad. Ich möchte zurück nach Puhrad!* Dort gab es niemanden, der mich geärgert hätte. Mit der Zeit aber habe ich mich dann doch an das heimische Umfeld gewöhnt, an die Brüder, die Schwester, die Mama und den Vater, das Onkelchen Bani und an die Arbeit und an das Vieh. Mit vier Jahren habe ich schon die Schafe gehütet. Mit fünf, sechs Jahren war ich bereits Kuhhirtin, ich habe fünfzehn bis zwanzig Kühe gehütet. Weil ich keine anderen, schwereren Arbeiten verrichten konnte, bin ich zu Hause, besonders im Winter, eher eine Last als eine Hilfe gewesen. Daher haben sie mich im Herbst fünfunddreißig, als Zofi in die Schule gekommen ist, gemeinsam mit ihr zur Schule geschickt.

Ich habe Glück gehabt, meine erste Lehrerin war eine Einheimische und alle Dorfbewohner haben sie bei ihrem Vornamen genannt, Treza. Wir Kinder aber haben sie natürlich gesiezt und sie respektvoll *lerarca*, Lehrerin, genannt. Sie hat Verständnis für meine Eltern und höchstwahrscheinlich auch für mich gehabt und mich als kaum Fünfjährige in die Schule aufgenommen. Und ich habe auch etwas gelernt: Stillsitzen, ein bisschen Singen, Zuhören. Alles war auf Slowenisch und nichts war schwierig: „Ena kroglica in ena kroglica sta dve kroglici“ / *Ein Kügelchen und ein Kügelchen sind zwei Kügelchen*, und wir haben gesungen: „Majhna sem bila“ / *Einst war ich klein gewesen ...* und „Naše male račice plavajo po vodi ...“ / *Alle unsere Entchen schwimmen über den See*. Am Ende des Schuljahres habe ich kein Zeugnis bekommen wie die anderen, sondern ein weißes Blatt Papier, auf dem über die

ganze Seite eine römische Eins in roter Farbe geschrieben stand. Und ich habe als Einzige so ein schönes Zeugnis bekommen. Ein Jahr später bin ich in dieselbe Klasse gegangen und war eine gute Schülerin. Ich bin gerne in die Schule gegangen und habe gerne gelernt. Die Klassen waren in zwei Abteilungen aufgeteilt. In vier Klassen wurden acht Jahrgänge unterrichtet, das heißt, dass jeder Lehrer zwei Klassen gleichzeitig unterrichtet hat. Nach acht Klassen war die Schulpflicht erfüllt.

Achtunddreißig wurde in Ludmannsdorf ein nächtlicher Umzug mit Fackeln veranstaltet, das muss irgendwann im März gewesen sein, als Hitler Österreich ans Dritte Reich angeschlossen hat. Unser Vater und unsere Mama sind auch zu diesem Marsch gegangen, wir Kinder sind zu Hause auf dem *hajnk*, dem obersten Ausgang unter dem Giebel, gestanden und haben ins Tal hinunter geschaut, wo sich die Fackeln von Ludmannsdorf in Richtung Pograd bewegten. Und wir haben Rufe gehört, „Sieg-Heil-Sieg-Heil“ und „Ein-Volk-ein-Reich-ein-Führer“. Es war viel Begeisterung zu hören, da die Nazis versprochen hatten, dass unter Hitler alles leichter würde, dass es mehr Arbeit und mehr soziale Unterstützung geben würde; sie hatten die Kinderbeihilfe eingeführt, und natürlich haben alle erwartet, dass sich die Situation verbessert. Keiner hat an das gedacht, was sich daraus noch entwickeln würde. Unser Vater vielleicht schon, da er damals häufig in Klagenfurt gewesen ist und dort Bekannte gehabt hat, von denen er so manches erfahren hat, und vielleicht ist er gerade deswegen mit unserer Mama zu diesem Umzug gegangen, um jeden Verdacht von sich und uns abzuwenden.

Es hat nicht lange gedauert, und wir haben die Nazi-Herrschaft auch in der Schule kennengelernt. Ich bin in der zweiten Klasse gewesen und ich erinnere mich, dass wir eine neue Lehrerin bekommen haben. Die haben wir



*Beim Odrinj
nach 1945*

auf Deutsch Frau Kölich nennen müssen. Vielleicht hat sie Slowenisch gekonnt, aber sie hat nur Deutsch gesprochen, anders hätte sie es auch nicht gedurft. Der ganze Unterricht war nur auf Deutsch. Wir haben die neue deutsche Schrift lernen müssen, die Kurrentschrift. Damals, in dieser Zeit, habe ich zum ersten Mal im Leben einen Kinofilm gesehen. Er ist in der Schule vorgeführt worden. Und bald darauf haben wir auch in der Schule „Deutschland, Deutschland über alles ...“ gesungen. Von diesem Film sind mir am meisten die Rufe „Heil Hitler! Heil Hitler!“ im Gedächtnis geblieben. In dem Film ist auch etwas über gelbe Sterne für jüdische Kinder erzählt worden und ich habe den Vater gefragt, ob wir auch solche gelben Sterne bekommen würden, und der Vater hat gesagt: „Ne, bog ti bodi zahvaljen, da ne. Te zvezde so namenjene Židom, mi pa smo Slovenci. Židom se prav nič dobro ne godi. Ti so zelo ubogi!“ / *Nein, Gott sei Dank nicht. Diese Sterne sind für Juden gedacht, wir aber sind Slowenen. Den Juden geht es gar nicht gut, sie sind sehr arm dran.* Und wirklich hat uns der Vater bald darauf erzählt, was er in Klagenfurt gesehen hat. Dass ein Stuhl aus

einem Fenster im ersten Stock geflogen ist, und danach ein Mensch. Dass jetzt gefährliche Zeiten sind, auch für uns, dass wir aufpassen müssen, dass wir mit niemandem sprechen sollen. Wir Kinder haben das natürlich nicht verstanden, aber es ist deutlich gewesen, dass der Vater ziemlich verängstigt war und sich große Sorgen machte. Vielleicht haben wir Kinder uns auch deshalb nicht getraut, ihn mehr darüber zu fragen. In der Früh, wenn wir in die Schule gekommen sind, haben wir mit „Heil Hitler!“ grüßen müssen. Nicht nur in der Schule, sondern immer und überall haben wir so grüßen müssen. Einmal habe ich unseren Nachbarn Herrn Žlajhar so begrüßt, und Herr Žlajhar hat mich zu sich auf die andere Straßenseite gerufen und ganz leise zu mir gesagt: „Lizi, mene ti ni treba tako pozdravljat. Meni lahko rečeš ‚Dober den‘“ / *Lizi, mich musst du nicht so grüßen, zu mir kannst du ‚Guten Tag‘ sagen.*

In der Schule haben wir Deutsch sprechen müssen oder schweigen. Auch in den Pausen haben wir Deutsch sprechen müssen. Wer dabei erwischt wurde, dass er ein slowenisches Wort sagte, wurde bestraft. Vor allem die Lehrerin, die wir Brunerca genannt haben, hat schnell und hart bestraft. Oberlehrer Eder ist aber der schlimmste gewesen, vor ihm haben wir uns gefürchtet, und wir sind ihm nach Möglichkeit aus dem Weg gegangen, weil wir schon wussten, dass er nur auf eine Gelegenheit wartete, uns zu bestrafen. Zusammen mit dem Ortsgruppenleiter Berger ist er als Bürgermeister der höchste Vertreter der Nazis und ihre treibende Kraft in Ludmannsdorf gewesen. Ich habe als Strafe, weil ich einen Mitschüler etwas gefragt hatte, hundert Mal schreiben müssen: „Der Kärntner spricht Deutsch.“ Obwohl ich schon ziemlich gut Deutsch konnte, war ich nicht sicher, ob ich das, was uns aufgegeben worden war, richtig verstanden habe, und habe ohne darüber nachzudenken, einen Mitschüler gefragt, und das natürlich auf Slowenisch.

Ein bisschen Sorgen habe ich mir schon gemacht, was der Vater dazu sagen würde, dass ich eine Strafaufgabe bekommen habe, doch der Vater hat sich wegen dieser Strafe nur über den Lehrer geärgert und nicht über mich. Zum Inhalt des Satzes, den ich hundert Mal schreiben musste, hat er nichts gesagt, aber er hat sich sehr über die Unvernunft des Lehrers aufgeregt, der einem aufrichtigen Menschen eine Arbeitskraft stiehlt und ihm finanziellen Schaden zufügt. Es war ihm wohl schade um die Zeit, die ich mit dem Schreiben verbracht habe, anstatt zu Hause zu helfen, wo es immer viel Arbeit gab. Und weil ich mit diesem Satz ein ganzes Heft gefüllt habe, hat er mir ein neues kaufen müssen. Für mich ist das Schreiben dieser Strafe nicht schlimm gewesen, weil ich gerne über meinen Heften gesessen bin und gerne geschrieben habe. Aber vor Schlägen und anderen Strafen habe ich mich schon sehr gefürchtet.

Das slowenische Wort für Heft, *zvezek*, habe ich damals noch nicht gekannt, wir haben *teka* gesagt. So manches slowenische Wort habe ich später von meinen Kindern gelernt, die das Slowenische Gymnasium besucht haben. Die meisten slowenischen Wörter habe ich aber von meiner Enkelin Andrina gelernt, die mich als kleines Kind mit slowenischen Wörtern überrascht hat, die mir irgendwie bekannt waren, aber bei uns nicht in Gebrauch waren. Wir haben unsere Wortspiele gespielt, ich habe *firhajnči* gesagt, sie *zavese* (Vorhänge), ich *štejne*, sie *stopnice* (Treppe), ich *birteh*, sie *predpasnik* (Schürze), ich *ufr*, sie *kovček* (Koffer), ich *hvažej*, sie *kozarec* (Glas), ich *baml*, sie *drevo* (Baum). Dann habe ich *drevo* gesagt und sie *breza* (Birke). Und es hat nicht lange gedauert, und wir haben bereits über andere Dinge gesprochen. Ich habe ihr erzählt, dass ich viele slowenische Wörter nicht kenne, weil ich unter Hitler in die Schule gegangen bin und Slowenisch damals verboten war. Und sie hat, wie alle kleinen Kinder, mit einer Frage ge-

antwortet: „*Zakaj?*“ / Warum? So sind wir in ein Gespräch gekommen, aus dem später ihre Filme „Andri 1924–1944“ und „Der Kärntner spricht Deutsch“ entstanden sind.

Der Odrij-Hof liegt hoch oben, am waldigen Abhang an der Südseite der Satnitz. Alle Felder und alle Wiesen liegen im Steilhang unter und über dem Hof. Der Ort heißt Mala Gora, auf Deutsch Großkleinberg, und gehört zur Gemeinde Ludmannsdorf. Im Tal darunter fließt die Drau und am gegenüberliegenden, südlichen Ufer der Drau erheben sich über Rosenbach, Maria Elend, Feistritz und St. Johann hohe, felsige Berge, die Karawanken. Damals hat es keine Maschinen gegeben und jede Arbeit hat die Kraft menschlicher Hände erfordert. Alltägliche Arbeiten haben wir selbst erledigt. Und wir Kinder haben wie die Erwachsenen unsere eigenen Verrichtungen und Aufgaben gehabt. Ich war sieben Jahre alt, als ich bei der Getreideernte das erste Mal gebündelt, also Garben gebunden habe. Natürlich ist so manche Arbeit anstrengend und schwer gewesen. Wir Kinder haben eben keine Vergleiche gehabt, da es sogar zum nächsten Nachbarn so weit war, dass man nicht einmal bis dorthin sehen konnte und so haben wir eben nur das gekannt, was es zu Hause gegeben hat. Vielleicht haben wir Kinder uns zu Hause deshalb mehr untereinander verglichen. Was wissen und können die Buben und was die Mädchen? Was dürfen die Großen, was die Kleinen? Aber was der Vater und die Mama angeordnet haben, das hat für alle gegolten wie das Amen im Gebet. Wenn ich darüber nachdenke, was uns danach im Leben noch alles erwartet hat, denke ich, dass das goldene Zeiten gewesen sind, vor allem dann, wenn der Vater und die Mama sich gut verstanden haben und einander zur Hand gegangen sind. Dann sind sie auch mit uns nachsichtiger gewesen und wir waren ruhiger und zufriedener.

Der Vater hat jeden Donnerstag mit Pferd und Wagen *šrefeljne*, Holzscheite nach Klagenfurt gebracht. Dort hat

er seine Abnehmer gehabt, das waren Gewerbetreibende und Geschäftsleute, die unseren Vater schon lange gekannt haben, weil er mit ihnen als Soldat im Ersten Weltkrieg gewesen ist. Und diese haben beim Vater von Donnerstag zu Donnerstag bestellt, was sie haben wollten. So hat der Vater auch Eier und Butter und Hühner und noch manches andere verkauft, damit er die Steuern und die Brandschutzversicherung bezahlen konnte und das hat kaufen können, was wir zu Hause nicht selbst erzeugt haben. Hauptsächlich Zucker und Salz, und wenn es möglich war, ein bisschen *ofe*, Kaffee für die Mama. Unsere Mama hat keinen Sinn für Geld und Geldangelegenheiten gehabt, das hat sie dem Vater überlassen. Aber wenn es keinen Kaffee gegeben hat, dann hat die Mama gewusst, dass es eine Krise gibt, dass all die Schufte-rei nicht so viel eingebracht hat, dass auch ein bisschen was für Kaffee übrig gewesen wäre. So ist der Kaffee zum Barometer für unsere wirtschaftliche Lage geworden.

Wir haben immer etwa fünfzehn Milchkühe gehabt und etwa ebenso viele Jungkühe und Kälber sowie zehn bis fünfzehn Zuchtsauen. Um die Kühe und Kälber, die Schweine, die Ferkel und die Hühner hat sich die Mama gekümmert. Der Vater um die Pferde, Stuten, Fohlen und Ochsen. Auf seine Pferde ist der Vater sehr stolz gewesen und hat später auch selbst welche gezüchtet, und zwar Hafflinger. Er hat immer ein paar Stuten gehabt und jedes Fohlen war eine große Freude für den Vater und natürlich auch für uns. Mit den Stuten ist der Vater sehr milde und sanft umgegangen, er hat mit ihnen gesprochen, sich mit ihnen wie mit Menschen unterhalten. Freundlich, mit Zuneigung, leise. Am meisten hat er seine Stute Vajbi geschätzt, sodass wir Kinder öfter als nur einmal Mamas Ausruf „*Ti in tvoja Vajbi!*“ / *Du und deine Vajbi!* gehört haben.

Weil der Weg von unserem Hof hinunter nach Ludmannsdorf und zurück sehr steil und auch für die Pferde